

## Anknipsen gegen den Strom der Zeit

Alle fotografieren die Familie und die Freunde, die Ferien, die Feste und die Freizeit. Was fotografiert man genau und weshalb? Ein Essay über die Fotografie der Amateure am Beispiel meines Vaters.

Von Nadine Olonetzky

Mein Vater fotografierte alles. Als er 1943 aus Deutschland in die Schweiz kam, trug er nicht viel mehr auf sich als sein Hemd. «Dann gab es plötzlich Bananen und Schokolade», erzählte er. Zuerst allerdings brachten sie ihn ins Flüchtlingslager bei Serneus. In die Ferien fuhren wir dann immer nach Klosters und spazierten nach Serneus-Bad. Und Vater fotografierte das alles: Mein Bruder und ich in Wanderhosen, unsere Mutter mit Kopftuch und Sonnenbrille, mein Bruder mit Teddybär im Rucksack, ich beim Löwenzahn Wegpusten, meine Mutter beim Lippenschminken. Und manchmal ist auch mein Vater mit im Bild, das entstand dann per Selbstauslöser.

Die Kamera war die Begleiterin aller Ausflüge, aller Geburtstage, Weihnachtsessen, aller Ferienreisen und Schulbesuche. Mein Vater fotografierte uns, er fotografierte das Haus, das Auto, den Strand, die Stadt, die wir besuchten, das Schiff, auf dem wir fuhren. Er fotografierte den Kuchen, die Vase mit den Blumen. Er fotografierte den Sandkasten und wie wir spielten, den Lehrer und wie wir lernten. Er fotografierte das Picknick und die Aussicht. Und er fotografierte die Verwandtschaft, die schweizerische und diejenige, die aus Israel angereist kam, meinen Onkel zum Beispiel, der Fotograf war und auch alles fotografierte. Die Kamera war Teil der Familie, der Sonntage und Feierabende. Sie schaute zu – und damit auch er. Mein Vater nahm nicht nur teil, er beobachtete zugleich. Durch das Objektiv sah er, was er sich erworben hatte, was jetzt leibhaftig und gegenständlich um ihn herum vorhanden war. Und nicht nur das: Über die Fotografie konnte er allem ein zweites Mal habhaft werden, indem er die Szene – die so schnell sich wieder Verflüchtigende – in ein Bild verwandelte, einen Gegenstand aus Papier und chemischer Emulsion.

### **Knipsen**

Beobachtet man einen mit einem Fotoapparat ausgerüsteten Menschen, dann sieht man nach Vilém Flusser dieselben pirschenden Bewegungen wie diejenigen der paläolithischen Jäger. Die Gesten des Anschleichens, Stillhaltens, Abwartens, Beobachtens und im richtigen Moment Zuschlagens, das heisst Abdrückens, sind dieselben. Heute allerdings gehen Fotografinnen und Fotografen nicht nur in der Natur auf die Pirsch, sondern sie bewegen sich vor allem im «Dickicht der Kulturgegenstände», sie erlegen kein Wild, sie schießen dafür ein Bild (oder

beides). Täglich konsumieren wir in Zeitungen und Zeitschriften die Fotos der professionellen Pressefotografen – die bekanntlich auch als Jäger unterwegs sind –, parallel dazu entstehen jedoch unter Ausschluss der Öffentlichkeit Abermillionen von privaten Bildern. Als 1888 die erste Kodak-Kamera, die Kodak Nr.1., auf den Markt kam, wurde zumindest im Prinzip die Fotografie für jedermann Wirklichkeit. Der geniale und geschäftstüchtige George Eastman erfand die 8x9x16cm grosse Kamera, zu der ein Rollfilm mit 100 kreisförmigen Negativen passte, und gleich den Slogan dazu: «You Press the Button. We Do the Rest». Mit dem Kauf der Kamera erhielt man einen Film, den man in der Kamera zum Entwickeln in die Eastman Company nach Rochester schickte, und bekam die vergrösserten Fotos und die Kamera zurück, die mit einem neuen Film geladen war. Mit dieser ersten Schnappschusskamera knipsten Heerscharen von betuchten amerikanischen Amateuren alles, was ihnen vor die Linse kam und sie als fotografiewürdig empfanden. Die Entwicklung von einfach bedienbaren Kameras und Filmen wie Kodachrome oder Agfacolor dynamisierten ab 1925 die Massenfotografie. Alle bewunderten die farbigen Bilder, die Farbfotografie wurde sofort zur Domäne der Amateure, und bis heute hat sich dieses «You Press the Button. We Do the Rest» nicht verändert.

Mein Vater fotografierte lange ausschliesslich Schwarzweiss – ein Entscheid mit gestalterischer Ambition – und liess die selbst gemachten Vergrösserungen zu Fotoalben binden, die nun das Dokument einer Familie von den 50er bis Mitte der 70er Jahre sind. Dass über unserem Familienleben der Schatten des Zweiten Weltkriegs lag, also der unbedingte Wille, *jetzt* ein glückliches Zusammensein zu verwirklichen, und dass in den 70er Jahren die Familie auseinanderbrach, macht die Alben für uns schön und schwierig zugleich: Als Abgebildete waren wir die Objekte seines obsessiven Fotografierens – seine Fotomanie war zuweilen ein Fototerror – und damit unentrinnbar Teil der versuchten Idylle. Für die Abgebildeten oder diejenigen, die sie kennen, sind Fotoalben voller Bedeutungen und Hinweise, sie fördern vergessene Stimmungslagen und Erlebnisse zutage. Für alle anderen Betrachter sind sie bedeutungslos, es sei denn, man sieht sie als volkskundliche oder soziologische Quelle: Wie stellt sich ein Familienleben dar? Wer fotografiert da was und warum?

### **Schöne Erinnerungen**

Amateurfotografen sind «Saisonkonformisten», sagte Pierre Bourdieu. Sie nehmen den Apparat hervor, wenn es in die Ferien geht, wenn etwas gefeiert wird, wenn man einen Sonntagsausflug unternimmt, wobei die Fotos gemacht werden, um in der Zukunft die Vergangenheit besser erinnern zu können. Es sind jedoch die Höhepunkte im Leben, die als das wirklich gelebte Leben dargestellt werden wollen, die Freizeit, die Geburtstage, die Hochzeiten. Keiner käme auf die Idee, ein Scheidungsfoto zu machen, das Begräbnis des Onkels, den Familienstreit oder den Skiunfall der Freundin aufzunehmen; Trauriges und Kritisches wird vollkommen ausgeblendet – mit Ausnahme der Amateure, die beim Flugzeugabsturz oder Grossbrand sofort zur Stelle sind. Ansonsten gilt es als unmoralisch, in solchen Momenten Fotos zu machen. Und so ist das, was fotografiert werden *darf*, häufig gleichzeitig das, was fotografiert werden *muss*: keine Hochzeit, kein richtiges Geburtstagsessen ohne Blitzlicht und vor allem keine Ferienreise ohne Kamera. Das bin ich vor dem Grand Canyon, erzählen die Braungebrannten dann, zeigen auf eine winzige

Figur vor dem Abgrund und meinen eigentlich: Ich war da! Das Foto ist der Beweis. Allerdings macht man nur allzu oft die bittere Erfahrung, dass etwas in der Erinnerung ganz anders gespeichert ist: Der Sonnenuntergang war nicht so fad in den Farben, der Ehemann ist nicht so hässlich in Wirklichkeit und ich selbst habe doch normalerweise kein solches Doppelkinn... Dass die schönsten Erinnerungen nicht fotografiert werden können, ist eine Binsenwahrheit.

### **Schief und verwackelt**

«Unglück ist das Normale», meinte Vladimir Nabokov, aber gerade das soll in Fotos ausgespart bleiben, die Ausnahmesituation dagegen – das Glück – wird festgehalten und alle betätigen sich deshalb als rabiate Zensoren: Dient das Foto nicht der *schönen* Erinnerung, wird es vernichtet. Die ästhetischen Kriterien, nach denen ein Foto beurteilt wird, sind davon geprägt, ob das Bild der eigenen Erinnerung entspricht oder nicht, und widerspiegeln die sozialen Normen: die Braut darf nicht grösser erscheinen als der Bräutigam, schön soll man sein (was immer das heisst), Lachen und Lächeln sind erlaubt, Tränen oder Zorn verboten, eine blöde Grimasse nur als eine von allen sanktionierte Übertretung der geltenden Schönheitsnormen akzeptiert. Das schöne Foto ist das Foto eines schönen Menschen oder Gegenstands. Wollte man früher ein würdevolles Bild von sich geben, ist der heutige Imperativ die gute Laune. Der Kamera begegnet man allerdings wie jemandem, der einen prüft. Die verlangte Natürlichkeit löst Unbehagen und Verlegenheit aus und man fürchtet, die Kamera könnte Charakterzüge festfrieren, die man lieber im Fluss der Zeit versteckt hätte.

Abgesehen von einigen Technikfetischisten, die stolz vorführen, was *ihre* Kamera alles kann, haben die meisten Leute keine Ahnung, was alles möglich ist, und die technischen Fortschritte nehmen keinerlei Einfluss auf die gestalterische Qualität der Fotos. Regeln werden vor allem über Verbote formuliert: nicht verwackeln, nicht unscharf, nicht schief, nicht anschneiden, nicht ins Gegenlicht fotografieren. Es sind dies Kriterien, die in der professionellen Pressefotografie auf diese simple Weise nicht gelten und in der Kunstfotografie geradezu obsessiv angewendet werden. Nur die russische Billigkamera Lomo etablierte solche Fehler als neue Ästhetik der Amateurfotografie.

### **Etappen einer Kindheit**

Kein Haushalt ohne Fotoapparat: Technisch und ökonomisch ist die Fotografie heute für alle zugänglich, sie gehört zu den Ritualen des Familienlebens. Die Bilder sind ebenso unvermeidlich wie die Weihnachtsessen, an denen sie entstehen. So wollte auch mein Vater bestätigt sehen, dass wir eine zusammengehörende Gruppe mit einer schönen Tätigkeit sind: Alle laufen Ski, alle schwimmen im Meer, alle essen Kuchen. «Die eigenen Kinder zu fotografieren, heisst, sich zum Historiographen ihrer Kindheit zu machen», so Bourdieu. Die Frage ist nur, ob die Kinder dereinst *diese* Erzählung ihrer Kindheit als mit ihrer eigenen Erinnerung übereinstimmend empfinden, denn der Fotograf liefert *sein* Bild der Dinge. In den letzten Jahren seines Lebens fotografierte ich dann meinen Vater: am Geburtstag, im Restaurant, mit mir selbst im Doppelporträt.

Die Kinder zu fotografieren ist neben der Ferienfotografie das unbestrittenste Motiv, wobei es in der Generation meiner Eltern fast ausschliesslich Männersache war. Das sogenannte Familienoberhaupt war der neue Hofporträtist – eine hierarchische Struktur, die sich heute aufgelöst hat: Die Kinder fotografieren ihre Eltern, die Frau ihren Mann (nur der Hund kann sich noch nicht rächen für die Bilder, die man von ihm gemacht hat). Durch Video und die digitale Fotografie kann sich im übrigen die Familie jetzt auch im Fernsehen anschauen oder die Ferienerinnerungen für Freunde ins Internet stellen. Was früher am berüchtigten Dia-Abend (die Tante vor der Cheopspyramide, auf dem Kamel, vor dem Swimmingpool), wird heute im Netz bewiesen: dass man sich Ferien leisten kann und fähig ist, das Leben zu geniessen. Dass alle dieselben Fotos von denselben Ereignissen machen, beginnt aber so manche doch zu stören und man versucht, mit persönlichen Konzepten wie «Ich fotografierte in den Ferien nur Steine!» dem inflationären Fotografieren der Familienmitglieder zu entfliehen.

### **Zeit festhalten**

Mein Vater hatte im Krieg alles verloren. Ein Teil der Familie kam um, der andere flüchtete. Es gab kein Elternhaus mehr, keine Möbel, der Schmuck der Mutter und das Vermögen des Vaters waren konfisziert. Auf welche Gegenstände hätte sich also seine Erinnerung stützen können? Mit Familienalben lässt sich die Geschichte zurückverfolgen in eine Zeit, da man selbst noch nicht lebte. Und wenn, wie im Falle meines Vaters, diese Alben nicht mehr existieren – er besass drei oder vier Fotos –, dann ist dies ein Verlust, der die Person existenziell trifft, weil die eigene Geschichte und Herkunft abgeschnitten ist. Also machte sich mein Vater daran, seine Gegenwart in Bilder zu bannen und sich so eine neue Geschichte und Heimat zu konstruieren. Es war eine magische Tätigkeit, sie diente dem Schutz vor verfließender Zeit, zur Verwandlung der Fremdheitsgefühle, als Möglichkeit, mit anderen zu kommunizieren. «Die Erinnerung an den Tod, die in jedem Gedächtnis mitgedacht ist, möchten die Fotografien durch ihre Häufung verdammen», sagte Siegfried Kracauer. Mein Vater versuchte den Tod zu verscheuchen und sich seinem Leben zu nähern, in dem er mit der Kamera Schnitte in den Lauf der Zeit machte. Die fotografische Jagd nach dem schönen Augenblick, bezeugt aber nach Susan Sontag gerade die Teilnahme an der «Sterblichkeit, Verletzlichkeit und Wandelbarkeit anderer Menschen (und Dinge)» und «das unerbittliche Verfliessen der Zeit». Mit der Fotografie kann eine Familiengeschichte konstruiert werden. Das Fotoalbum bewahrt die Geschichte auf wie ein Schrein und dient dann als Denkmal, um nicht zu sagen Grabmal, das von allen besucht werden kann.

© Nadine Olonetzky, Publikation in: *NZZ am Sonntag*, 28. April 2002.